

sarah bannan

die neue

roman

Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Weightless« bei Bloomsbury Publishing, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Deutsche Erstausgabe August 2015

Droemer Taschenbuch

© 2015 Sarah Bannan

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer
GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Eva Philippon

Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: plainpicture / Millennium / Lee Avison

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30424-2

2 4 5 3 1

Für Niamb

august

kapitel 1

Sie kamen in Dreiergruppen, in gleichen Shorts und T-Shirts, die Haare mit orange-schwarzen Bändern zurückgebunden, die Augen weit aufgerissen, und sie schrien und klatschten und drehten sich, präzise, auf den Punkt genau. Sie lächelten, ihr Lippenstift war rosa und perfekt aufgetragen, ihre Zähne leuchteten weiß und vollkommen. Sie strahlten.

Wir saßen auf der Tribüne, auf Handtüchern, damit wir uns auf dem heißen Metall nicht die Haut verbrannten. Wir trugen unsere Nicole-Richie-Sonnenbrillen, unsere Auburn- und Alabama-Baseballkappen und unsere Abercrombie-Trägerhemden und -Shorts. Die Anzeigetafel links vom Feld zeigte die Temperatur an: 36,1 Grad, aber nach den *Adamsville Morning News* lag der Hitzeindex fast bei 40 Grad.

Das war etwas, woran wir uns gewöhnt hatten, an Luft so heiß und stickig, dass du das Gefühl hattest, dich durch Flüssigkeit zu bewegen, an Sommer so heiß, dass du dich nur bewegtest, wenn du musstest, immer auf der Suche nach einer Klimaanlage. Die Temperaturanzeige blinkte, verschwand, und die Zeit erschien: 17:24 Uhr. In zwei, vielleicht drei Stunden würde die Sonne untergehen, der Himmel nahm aber schon ein tieferes Orange an, ein paar Wolken boten etwas Schutz und milderten das grelle Gleißeln. Wir saßen da und ließen die Hitze tun, was sie zu tun hatte. Schweiß sam-

melte sich unter unseren Knien, zwischen den Beinen, im Nacken.

Noch drei kamen aufs Feld, die Finger gereckt, fliegend, die Zehen im Spagat hoch in der Luft, dann Flickflacks. Dünn, gebräunt, golden: Sie lächelten, und sie schwitzten nicht. Sie sahen frisch und unglaublich sauber aus, ihre Mascara verfloss nicht, die Grundierung schmolz nicht, kein Haar, das sich kräuselte. Wir klatschten und jauchzten, sahen zu und warteten. Die Marschkapelle, die Band, spielte auf der Tribüne gegenüber: Blech, Trommeln, das Kampflied der Adams Highschool. Die Teile, die wir kannten, sangen wir laut-hals mit, ansonsten schrien wir nur. Und das Ende war immer: »Adams, Heil dir.«

Normalerweise hätte das alles drinnen stattgefunden, wie immer, auf dem Basketballfeld der Sporthalle, so wie wir's eben gewohnt waren, nur hatten ein paar Zwölfteklässler, nachdem sie ihre Abschlusszeugnisse bekommen hatten, die Wände versaut und dachten gar nicht daran, die Farbe mit Verdünner und Methylchlorid wieder abzuwaschen, wie es ihnen gesagt worden war: Die Schulleitung konnte verdammt nichts dagegen tun. Aber Mr Overton weigerte sich nachzugeben, weigerte sich, die Hausmeister die Sauerei übermalen zu lassen, und so hatten wir eine Woche vor Beginn des neuen Schuljahrs immer noch eine Sporthalle voller Schmierereien, Obszönitäten und Softpornoscheiß. Unseren Eltern war gesagt worden, die Schule würde ausgeräuchert, von Asbest gereinigt oder so, aber wir wussten es besser. Wir wussten, was dahintersteckte. Wir hatten es von Taylor Lyon, die erzählte es herum,

und so wussten am Ende alle Bescheid. Alle, die eine Ahnung hatten.

Die Mädchen liefen zur Seite, nur Taylor Lyon blieb in der Mitte, und wir sahen zu, wie sie sprang. Ganz allein. Die Sponsoren der Schule saßen in der ersten Reihe, mit Miss Simpson, Mr Ferris, Coach Cox, und wir sahen, wie sie Taylor zusahen, der springenden, klatschenden, die Zehen im Spagat hoch zu den Fingern reckenden, schreienden Taylor. Sie schrie so viel lauter, als man es sich vorstellen konnte, eine so tiefe Stimme aus einem so zarten Körper.

»Feiert mit uns! Ihr müsst, ihr müsst, ihr müsst mit uns feiern! A.H.S. vor!«

Taylors Haar hatte einen rötlichen Schimmer, war eigentlich eher braun, aber mit einem feurigen Glitzern, und wenn die Sonne draufschien, wurde aus dem Glitzern ein super Leuchten, wie frisch aus der Wachsmalschachtel. Im Kindergarten hatte Mrs Cornish sie für alles ausgesucht: Bei der Theateraufführung am Schuljahresende war Taylor Schneewittchen, bei Ausflügen führte sie die Reihe an, und zu Thanksgiving war sie der Pilger und sprach das Tischgebet. Mrs Cornish liebte Taylor und nannte ihr rötlich schimmerndes Haar ihre »krönende Pracht«. Wenn sie das sagte oder wenn sie Taylor wieder für etwas auswählte, eine andere Rolle, eine neue Ehre, lief Taylor tiefrot an. Es war ein Rot, das aussah, als versengte es ihr die Wangen und füllte ihren ganzen Körper. Es war seltsam, sie da jetzt so zu sehen, und wir fragten uns, ob sie das selbst auch dachte: Wie seltsam es war, dass sie sich so verändert hatte.

Die Hitze war immer noch unerträglich, und wir griffen nach unseren Snapple-Flaschen und versuchten uns auf Taylor zu konzentrieren, wie sie ihre Flickflacks machte und über die Laufbahn flog. Noch einmal kam sie zurück in die Mitte, spreizte die Finger und schenkte uns ein Lächeln. Dann nahm sie ihre Pompoms und lief zur Seite. Ihr Solo war vorbei.

Gemma Davies löste sie ab, gleichzeitig begann sich eine Wolke vor die Sonne zu schieben und Gemma halb zu überschatten. Gemma war blond, fast wasserstoffblond, aber wir wussten, das war ihre natürliche Farbe, seit der Vorschule schon. Wir sahen, wie ihr Pferdeschwanz mit jeder Zehenbewegung auf und ab wippte. Gemma war die beste Turnerin und sprang höher als alle anderen. Sie war der Captain und würde es wohl auch immer bleiben. Gemma hatte für jeden ein Lächeln, wenigstens sagten das alle, und in der Neunten und Zehnten war sie zur »Besten Persönlichkeit« gewählt worden. Jetzt kam sie wie wir ins dritte Jahr, wurde ein Junior, und ihr Freund, Andrew Wright, ging in die Zwölfte, war ein Senior. Man sollte denken, solche Sachen wären öde und dass so was nur in Hilary-Duff-Filmen was zu suchen hatte, aber es war komisch, wie viel es uns bedeutete, auch wenn wir es nicht laut sagten.

Wir hatten gehört, dass Gemmas Vater wegen Andrew erst ausgerastet war. Reverend Davies war unser Prediger, und alle wussten, dass er mit Gemma und Andrew ins Kino ging oder mit zu ihrer Samstagabendverabredung in den Olive Garden. Ob er sich zu ihnen setzte, ein paar Reihen oder Tische Abstand hielt, konnten wir

nicht sagen. Wir stellten uns vor, dass er in seinem eigenen Wagen fuhr und Andrew zumindest während der Fahrt mit Gemma allein war, doch auch das war nicht ganz klar. Gemmas Leben folgte einem genauen Regelwerk, das wussten wir, und sie war keine Predigertochter, die sich gegen alles auflehnte und auf Autoritäten piff, wie Ashley oder Jessica Simpson. Gemma tat, was ihr gesagt wurde, wenigstens soweit wir es beurteilen konnten, und das, und vielleicht auch ihr Aussehen, machte sie beliebt. Sie war so beliebt wie brav.

Unserer Meinung nach hätte sich Reverend Davies über Andrew freuen sollen. Andrew Wright war ebenfalls brav, und dabei um einiges netter als Gemma. Er war groß und dünn, schlaksig, ein gutmütiger Kerl. Er hielt den Mädchen die Türen auf, sagte »Ja, Ma'am« und »Nein, Sir« und lachte nie beim Beten oder wenn jemand in der Cafeteria sein Tablett fallen ließ. Andrew hatte sandbraunes Haar und Sommersprossen, und unsere Mütter meinten, er sei »reizend«, was immer das bedeuten mochte. Er trug Khakihosen und New-Balance-Turnschuhe, und sein Gesicht war zart wie das eines kleinen Jungen, wahrscheinlich musste er sich noch nicht mal rasieren. Verglichen mit Gemma war er so groß, dass es krass aussah, wenn die beiden sich küssten, sie auf den süßen Zehenspitzen und er, wie er sich zu ihr runterbeugte. Er mochte Mädchen, die winzig waren, sagten wir später. Je winziger, desto besser. Gemma hätte in seine Tasche gepasst, er hätte sie mit nach Hause nehmen können, ohne dass es jemandem aufgefallen wäre.

Gemma Davies durfte keinen Badeanzug tragen, das war eine religiöse Sache, und als wir in der vierten Klas-

se einen Ausflug in den Wasserpark von Moulton machten, musste sie in ihrem Riesen-Hosenrock und einem T-Shirt ins Wasser. Niemand hat sie ausgelacht, daran kann sich keiner erinnern, aber als wir im nächsten Jahr wieder fuhren, war Gemma krank und kam nicht mit.

Wir sahen uns ihre Uniform an, das Top ein Mieder, der Rock nicht größer als eine Briefmarke. Jedes Mal, wenn sie die Arme hob, blitzte ihr Nabel hervor. Gemmas Körper war straff und gebräunt, und sie musste ihre Beine und alles gewachst haben, weil sie bei der Arabeske so perfekt sauber aussah. Sie war so schön. So schön und so leicht.

Es überraschte uns immer noch, dass Reverend Davies sie bei den Cheerleadern mitmachen ließ. Wahrscheinlich machte es ihm nichts, weil es in Alabama so viele Regeln gab, so viele Dinge, die Cheerleader nicht durften, wobei das meiste davon mit den Hüften und dem Hintern zu tun hatte. Oberhalb der Gürtellinie war alles Mögliche erlaubt, nur nichts von dem Gewackele wie in *Girls United*. Aber natürlich tanzten die Cheerleader und bewegten sich auf eine Weise, wie es Mädchen, die keine Badeanzüge tragen durften, nicht erlaubt sein konnte - hätte man zumindest denken sollen. Wir fragten uns, wo der Unterschied zwischen der Uniform und einem Badeanzug lag. Von unseren Plätzen aus ließ sich das nicht sagen, aber irgendeinen Unterschied musste es geben, schließlich saß Reverend Davies mit auf der Tribüne, ganz vorne, gleich hinter den Lehrern, Mrs Davies, Gemmas Mutter, neben sich. Mrs Davies war ebenfalls Cheerleaderin gewesen, damals, als sie auf die Adams ging. Gemma hatte die alten Jahr-

bücher, mit denen sie es beweisen konnte, und ihre Mutter sah immer noch irgendwie aus wie eine Cheerleaderin, dachten wir, oder wie eine *Desperate Housewife*. Die Jungs in unserer Klasse nannten sie eine MILF. Wir fragten uns, ob sie das ernst meinten, und wenn es auch ekelhaft war, dass Jungs so einen Scheiß redeten, waren wir doch eifersüchtig auf Gemma und ihre Mom: Wann immer du durch die Mall liefst, sahst du die beiden mit Taschen wie Ziehharmonikas am Arm, von Banana Republic, Abercrombie und Parisians, und am nächsten Tag in der Schule hatte Gemma wieder was Neues an.

Wir sahen zu, wie Gemmas kleiner Körper über die Bahn wirbelte. Sie war keine eins sechzig groß, ihr Make-up glitzerte, Benefit oder Stila, nahmen wir an, und ihre Augen waren so blau, dass du hineintauchen wolltest. Riesig waren sie, größer als bei einer Disney-Figur, und neue Lehrer – Lehrer, die nicht in Adamsville aufgewachsen waren und nicht wussten, dass Mrs Davies einmal die Cheerleader-Truppe angeführt hatte und Reverend Davies der Kapitän der Footballmannschaft gewesen war –, diese neuen Lehrer dachten zu Anfang meist, dass Gemma schwer von Begriff sei, schienen ihre Augen doch so leer zu sein. In der Sechsten war ein neuer Sozialkundelehrer gekommen, der sie fragte, wer der Präsident der Vereinigten Staaten sei, worauf Gemma nicht antwortete. Was Mr Abbot, so hieß der Mann, zunächst für eine Frechheit hielt, doch als die Sekunden und Minuten verstrichen und sie immer noch stumm und unbewegt dasaß, nahm er an, dass sie unter einer Behinderung litt. Er schickte sie

zum Rektor, und später fanden wir heraus, dass er vorgeschlagen hatte, sie einem Eignungs- und Intelligenztest zu unterziehen. Aber sie kam erst gar nicht bis zum Rektor: Mrs Bullen, die Sekretärin, kannte Gemmas Familie und wusste, es konnte sich nur um ein Missverständnis handeln. Sie schickte Gemma einfach als krank nach Hause.

Gemma war das netteste Mädchen in unserer Klasse, das sagten alle. Aber wenn du drüber nachdachtest, wenn du ernsthaft versuchtest, dich an eine Nettigkeit zu erinnern, war das gar nicht so einfach. Im Nachhinein fragten wir uns, ob es an ihrer Dummheit lag, ob das der Grund war, dass wir sie als nett durchgehen ließen. Oder vielleicht mochten wir sie auch nur, weil sie so hübsch war, so blond und so geschmeidig, ihre Haut so vollkommen und so wunderschön braun. Ernsthaft betrachtet, lag es wohl vor allem daran, dass wir es so oft sagten. Manchmal willst du, dass etwas wahr ist.

Gemma ließ ihren Ruf ertönen, und während sie in die Hände klatschte, herumwirbelte und sprang, fingen einige der älteren Jungs hinten an zu rufen.

»HEISS!«

»Davies, schenk mir ein Baby!«

»Noch ein Flickflack, Gemma!«

»Noch HEISSER!«

»Ausziehen!«

Wir drehten uns um und sahen, wie die Jungs mit den Armen ruderten, sich auf die Schultern klopfen und den Mund zuhielten, um nicht gehört zu werden. Wir sahen zu Reverend Davies, weil wir wissen wollten, wie

er reagierte, aber er ließ sich nichts anmerken. Er legte seiner Frau den Arm um die Schultern und zog sie an sich. Sie stieß ihn zurück. Die Hitze.

Gemma lief ans Ende der Laufbahn, umarmte Taylor, und Brooke Moore kam aufs Feld, das jetzt ganz im Schatten lag.

Brookes Augen waren so braun, dass man sie fast schon schwarz nennen konnte, was ihr weißer Lidstrich noch hervorhob und von unseren Plätzen bestens zu sehen war, auch wenn Brooke im Schatten stand. Sie hatte Sommersprossen, Tausende, die sie mit flüssiger Grundierung übertünchte. Als sie loslegte, kam um uns herum Gemurmel auf, die Leute spekulierten, und vielleicht waren auch ein paar Eltern und einige von den Ehemaligen dabei.

- »Sie hat ihren Babyspeck wieder.«
- »Das sind mindestens zehn Pfund.«
- »Fünfzehn.«
- »Sie nimmt jetzt die Pille.«
- »Ich finde, so sieht sie besser aus.«
- »Lügner.«
- »Wie nett ihr alle seid.«
- »Ich meine ja nur.«
- »Sommer der Cremeschnitten.«
- »Sommer des Sex.«
- »Schnauze.«

Die Uniform war ihr zwei Nummern zu klein, das war sicher, und wir hörten später, dass ihre Mutter sie ihr gekauft hatte, um sie zum Fasten zu motivieren. Brooke war groß, ihre Beine schienen länger als Gemmas ganzer Körper, und »wenn du eins dreiundsiebzig

bist und nimmst ein paar Pfund zu, versteckt das die Cheerleader-Uniform nicht so einfach«, hörten wir Miss Simpson später sagen. Auch gut, dachten wir.

Ihre Übungen waren fehlerlos, wirklich, der Körper straff und angespannt, die Linien klar, das Händeklatschen auf Kinnhöhe. Sie reckte die Arme, hob sie, machte eine Arabeske – nur ihre Größe störte.

Brooke war immer noch schön, keine Frage. Sie hatte sogar schon für Parisians gemodelt, unser örtliches Kaufhaus, und war vor ein paar Jahren in der Galleria in Birmingham von einer richtigen Agentur angesprochen worden, die sie für ein Vorstellungsgespräch nach New York holen wollte. Warum sie nicht gegangen war, konnte niemand sagen. Einige meinten, es beweise, dass die Geschichte nicht stimme, andere, dass es gar keine Modelagentur gewesen sei und sie überhaupt niemand angesprochen habe, sondern dass sie zum Vorsprechen für *Road Rules*, *Big Brother*, *Real World* oder irgendeine andere Realityshow in Birmingham gewesen sei, und als man tatsächlich zurückgerufen habe, hätten sie sich den Flug nach New York nicht leisten können. Wie immer, Brookes Züge waren makellos, und ihre Haut hatte nie einen Pickel gesehen, nicht mal einen Mitesser. Sie war eine Neutrogena-Anzeige, sagten wir. Groß war sie nicht immer gewesen, in der Grundschule hatte sie zu den Kleinsten gehört und noch kleiner gewirkt, weil ihr Haar so lang war, fast bis zur Taille reichte es ihr. Manchmal trug sie es zu Zöpfen geflochten, und die braunen Stränge hatten etwas Hypnotisierendes, schimmerten hier und da wie kupferne Pennies und dann wieder wie süße, glatte Schokolade, wanden sich inein-

ander und wurden von einer perfekten lila Schleife gehalten.

Brooke wollte sich die Haare immer abschneiden lassen und flehte ihre Mutter an, ihr einen Bob zu erlauben. Sie wollte das Haar so kurz, dass sie es sich hinter die Ohren streichen konnte, aber ihre Mutter verbot es ihr: Mädchen sollten lange Haare haben, und im Übrigen würde die falsche Frisur Brookes vorstehendes Kinn und die leicht gebogene Nase hervorheben. »Ein Bob verzeiht nichts«, hörte man sie sagen, im Winn-Dixie, in der Kirche, im Country Club, wann immer ihr jemand wegen der schönen Haare ihrer Tochter Komplimente machte.

Mit zehn stieg Brooke auf ihr Fahrrad und fuhr zum Friseur, zu Cutting Edge oder Just Cuts, vielleicht war es sogar Sam's, das Taschengeld der letzten sechs Monate mit dabei, dazu ein Foto von Jennifer Anistons Bob und eines von Tiffani Thiessens Frisuren-Shag. Ihre Mutter kam in den Salon, bevor die Schere gezückt wurde, in letzter Minute. So hatte Brooke ihre Zöpfe noch Jahre behalten.

Heute war Brookes Haar nur noch schulterlang, irgendwann während der letzten fünf Jahre hatte sie die Schlacht gewonnen. Und ihr Kinn stand nicht vor, dachten wir, und ihre Nase schien uns vollkommen, trotzdem hatten wir gehört, dass Mrs Moore während des Sommers Erkundigungen zu möglichen chirurgischen Korrekturen eingeholt hatte. Etwas wegen einer Verkrümmung der Nasenscheidewand, und wir fragten uns, ob sie auch über eine Fettabsaugung nachdachte. Brooke war die Dickste von allen Cheerleadern, das

war offensichtlich. Wahrscheinlich war sie wieder bei ihrer Pseudo-Bulimie gelandet. Nicht genug Selbstkontrolle für eine kleine Magersucht.

Die Uniform war im Ganzen zu klein, schnürte die Brüste aber am schlimmsten ein. Brookes Busen war riesig und über den Sommer noch riesiger geworden. Wir hatten bereits gehört, dass sie im Internet Spezial-BHs bestellen musste, kein Laden führte Größe 70 DDD, oder was für irre Modelle sie auch brauchen mochte. Wir fragten uns, wo sie ihre Wäsche kaufte. Hinter uns sagte jemand: »Ihre Dinger sind wie aus dem *National Geographic*«, und wir lachten ein bisschen, weil wir verstanden, was er meinte. Mit zwölf, dreizehn, als alle gerade ihre ersten Sport-BHs kriegten, hatte sich Brooke bereits bei Victoria's Secret eingedeckt und kam mit einer weißen Bluse in die Schule, unter der man den roten BH erkennen konnte.

Brooke ließ ihren Ruf ertönen, und die Leute schrien und klatschten und riefen ihren Namen. Ob sie nun dick war oder nicht, die Leute liebten sie. Wir ließen den Blick schweifen und sahen Mrs Moore. Sie saß nicht mit auf der Tribüne, sondern stand seitlich auf dem Parkplatz, eine Zigarette in der linken, eine Dose Diet Coke in der rechten Hand, das platinblonde Haar fing die Sonne ein, und selbst aus der Entfernung konnten wir sehen, wie perfekt es saß. Sie trug eine riesige Sonnenbrille, die ihr halbes Gesicht verdeckte und uns nicht erkennen ließ, ob sie aufs Feld herübersah. Sie klatschte nicht. Sie hatte die Hände voll.

Wir wechselten die Sitzposition, wischten uns den Schweiß aus dem Nacken und bliesen uns die Locken aus dem Gesicht. Wir versuchten, uns auf jede mögliche Art abzukühlen.

Das Feld vor uns: Wir saßen vor der Fünfzig-Yard-Linie, direkt in der Mitte, und sagten, wir hätten es noch nie so grün gesehen, so poliert, die weißen Linien schärfer als in HD. In der Mitte prangten die Buchstaben »AHS« und ein Bär, unser Maskottchen, unser Held. Wir blickten hinüber zur anderen Tribüne, zur Band, die immer noch spielte, in einem Meer aus Schwarz und Orange, und hinter der Tribüne konntest du ein paar Telefonmasten sehen, den Parkplatz und ein halbes Dutzend Kiefern. Und den leeren rosa Himmel. Es war, als hätten sie unser Fußballfeld mitten in eine Einöde gesetzt, so wenig kam da noch, hinter der Tribüne, dem Parkplatz.

Lauren Brink sah zu uns her. »Diese Hitze bringt mich echt um. Vielleicht ist das ja heute, jetzt mein Abgang.«

Wir lachten, und Nicole zog ihr T-Shirt hoch und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Das Wasser läuft mir buchstäblich eimerweise herunter. Buchstäblich.«

Lauren verdrehte die Augen. »Echt? Wie in buchstäblich buchstäblich?« Vielleicht erbebt Nicoles Lippe, wir konnten es nicht sagen.

Jessica Grady legte eine Hand auf Nicoles Arm. »Auf Brooke trainieren«, flüsterte sie. Und Nicole lachte, obwohl wir dachten, dass es stimmen könnte und wahrscheinlich kein Witz war. Noch eine Brooke.

Wir sahen zu Brookes Mutter hinüber, die noch eine Zigarette rauchte und noch eine Diet Coke trank. »Ich glaube nicht, dass die Frau Schweißdrüsen hat«, sagte Lauren. »Oder Tränenkanäle.« Wie lächelten und überlegten, wie es wohl wäre, Mrs Moore zur Mutter zu haben, richtig zur Mutter – nicht als Führerin bei den Girl Scouts oder Elternvertreterin bei einem Jugendgruppenausflug. Richtig zur Mutter. Wir stellten uns vor, dass es uns nicht gefallen würde. Ganz und gar nicht.

Das Einzige, was Mrs Moore an Brooke mochte – nach allem, was wir sehen konnten und was sie unseren Müttern bei den Elternversammlungen oder im Winn-Dixie erzählte – war Shane Duggan. Shane war beliebt, attraktiv, ein guter Schüler, nicht intelligent, aber auch nicht dumm. Sein Dad war mal Quarterback gewesen, ein Star, und er hatte Shane nach seinem Bild geformt. Shane hatte Jahre gebraucht, bis Brooke mit ihm ausgehen wollte, war jetzt ebenfalls ein Senior, und während der Sommerferien waren die beiden, Shane und Brooke, gemeinsam im Kino gesehen worden, in *Salt*, *Iron Man 2* und dem *Prince of Persia*. Bei Wendy's waren sie gewesen, hatten nebeneinander in einer Nische gesessen und sich einen Frosty oder was Ähnliches geteilt. Und Shane hatte Brooke vom Country Club abgeholt, wo sie als Rettungsschwimmerin jobbte.

Niemand konnte mit Sicherheit sagen, dass sie ein Paar waren. Sie gingen nie gemeinsam auf Partys, aber die Leute waren ziemlich sicher, dass sie miteinander schliefen, dass Brooke deshalb die Pille nahm und so zugenommen hatte. Im letzten Jahr hatten Brooke und Gemma in der Kirche das Jungfräulichkeitsgelöbnis ab-

gelegt und trugen zum Zeichen Ringe an den Heiratsfingern, doch seit Brooke mit Shane ausging, waren alle sicher, dass es damit vorbei war. Im ersten Jahr in der High war eine Textnachricht rumgegangen, dass Brooke Jungs aufgeilte und dann abblitzen ließ, und einige Leute meinten, Shane sei nur hinter ihr her, um ihr das auszutreiben. Was immer wir dachten, Gelöbnis hin oder her, Shane Duggan war ein heißer Typ.

Wir verfolgten, wie sie jetzt zu acht auftraten, unsere Schulauswahl-Cheerleader-Truppe: In der letzten Woche des letzten Schuljahres hatten wir sie begutachtet, zusammen mit zwanzig anderen, und abgestimmt, welche wir für die Talentiertesten hielten, ja, aber natürlich ging es auch darum, wer besser aussah, beliebter war und wen wir am besten kannten. Und hier waren sie, hier waren unsere Besten, und wir wollten sein wie sie.

Wir klatschten und schrien, die Band spielte das Kampflied noch mal, und hinter den Cheerleadern kam die Footballmannschaft aufs Feld. Wir sahen Coach Cox in die Mitte treten, mit seinem orangefarbenen Haar, der orangefarbenen Kappe und diesen Ohren, die so groß waren, dass du das Licht durch sie scheinen sahst. Was für ein Idiot.

»Wir haben ein wirklich aufregendes Jahr vor uns, Leute.« Das Mikro pff, und wir hielten uns die Ohren zu. Die älteren Jungs buhten, und die Eltern verzogen das Gesicht. Coach Cox trat einen Schritt zurück, wartete und beugte sich erneut vor. Er sprach jetzt leiser. »Wir haben hier einen wirklich talentierten Trupp Jungs. Jungs, an die ich glaube, Jungs, die ich schon kannte, als sie noch in den Windeln steckten, und die

ich ihren ersten Football habe werfen sehen, und auch, wie sie ihren ersten gefangen haben.« Er machte eine Pause und sah auf seine Hände. Er schrieb sich immer alles auf die Haut, seit Jahren schon, heute schien er sich die Arme bis zu den Ellbogen vollgeschrieben zu haben, wahrscheinlich bis hoch zu den Schultern. »Ich möchte diesen Jungs für ihren Einsatz in diesem Sommer danken. Sie haben bei mächtiger Hitze trainiert und sich nicht beklagt. Aber während der nächsten paar Monate brauchen sie eure Unterstützung, um auch weiter die Kraft zu haben, sich auf ihr Ziel zu konzentrieren. Ich möchte euch bitten, zu allen Spielen zu kommen, zu Hause und auswärts, und diese Mannschaft anzufeuern, diese Mannschaft, die, daran glaube ich fest, ungeschlagen bleiben kann. Im letzten Jahr haben wir nur zwei Spiele verloren, und ich weiß, ICH WEISS, dass wir es schaffen können. Wenn wir an uns glauben, wenn wir dem Herrn vertrauen, wenn wir konzentriert bleiben und uns unsere Stärke bewahren. Lobet den Herrn!«

Coach Cox trat zurück. Wir klatschten, der Schlagzeuger bearbeitete seine Trommeln, und wir sahen Reverend Davies zum Mikro gehen.

Er hob eine Hand, und wir verstummten. Ein paar Straßen weiter war die Sirene eines Krankenwagens zu hören, Autolärm, sehr gedämpft. »Lasset uns beten.«

Damit begann es, das Gebet. Das Gebet für das neue Schuljahr. In Adamsville beteten wir nicht dafür, dass wir die Abschlussprüfung schafften, dass wir durchkommen, gute Jobs kriegten oder von einer Ivy-League-Uni angenommen werden würden. Wir beteten nicht dafür,

dass es einige aus dieser Stadt schafften, dass einigen ein Leben jenseits von Adamsville gelänge. Wir beteten für unsere Footballmannschaft, dass sie ungeschlagen blieb, dass sie Staatsmeister wurde. Dass wir die Champions würden.

Beim Beten sollten wir die Köpfe gebeugt halten, und das taten wir, weitgehend, nur war es so heiß und das Gebet dauerte so lang, dass wir uns einfach ein wenig umsehen mussten. Auf dem Parkplatz, da war etwas, das unsere Blicke anzog, direkt links vom Feld. Wir sahen jemanden aus einem roten Wagen steigen – einem Honda? – und auf die Tribüne zugehen. Während Reverend Davies betete, beobachteten wir, wie diese Gestalt, dieses Mädchen, sich mehr und mehr auf uns zubewegte. Und selbst so aus der Entfernung war klar, dass wir sie noch nie gesehen hatten.

Das Gebet kam an sein Ende, und die Leuten klatschten wieder. Die Sonne ging langsam unter. Die Luft wurde um fünf Grad kühler, vielleicht mehr. Wir nahmen unsere Handtücher und liefen aufs Feld. Wir wollten Taylor begrüßen, falls sie uns sah, und dann herumlaufen und sehen, wohin alle gingen.

Wir suchten die Menge nach dem Mädchen ab. Sie sollte leicht zu finden sein, dachten wir, wo doch in unserer Stadt sonst immer alles gleich blieb – aber wir konnten niemanden entdecken. Wir dachten bereits, sie sei nicht mehr da, und dann, als wir uns dem Feld näherten, als wir die Tribüne hinunterstiegen, sahen wir sie wieder: winzig, zierlich, schön. Sie hatte braunes Haar, lang und glänzend und zu den Enden hin lockig. Sie trug Jeans – wie hielt sie das in der Hitze nur aus? –

und ein ärmelloses Top, so weiß, dass es einen fast blendete. Perfekt.

Es ist wichtig, sich daran zu erinnern, wie merkwürdig es war, dass da ein neues Mädchen in unsere Stadt kam, wie ungewohnt für uns alle. Und nicht nur für uns, auch für unsere Eltern, die Lehrer und Trainer. Adamsville war kein Ort, in den die Leute zogen, sondern einer, aus dem du kamst, in dem du geboren und aufgewachsen warst, und wo du bliebst. Und trotzdem, oder vielleicht auch deswegen, gaben sich alle große Mühe, dass es mit Carolyn klappte, mit ihrer Mutter, wobei sich niemand daran zu erinnern scheint oder es ihm überhaupt bewusst wäre. Wir wollten, dass es funktionierte, wir wollten sie kennenlernen. Aber dazu gehören immer zwei, wisst ihr. Es lag nicht allein bei uns. Wir können nicht allein verantwortlich sein, die Einzigen, die Schuld trifft.

Die Neue sah unsicher aus, wacklig, und starrte sich auf die Füße. Sie holte ihr Handy heraus und fing an zu schreiben, sehr schnell, wie wir. Und dann rief Reverend Davies: »Lynn.« Sie hob den Blick und stand mit einem Mal sicher da. Er ging zu ihr, und sie kam ihm entgegen. Er rief ihren Namen noch einmal, und jetzt verstanden wir ihn richtig: »Carolyn.« Er legte einen Arm um sie und führte sie den Weg hinunter.

Wir standen reglos da, sagten nichts und sahen ihr nach, sahen ihr Haar vor- und zurückschwingen und die Hände hinten in ihren Taschen. Reverend Davies war ihr jetzt etwas voraus, sie umkreisten die Band, und sie stolperte leicht, worüber, konnten wir nicht sagen. Sie verschwand hinter Michael Morrison und seiner

Tuba, dann tauchte sie wieder auf, einen Flipflop in der Hand, fuhr mit dem Fuß hinein. Selbst aus der Entfernung wussten wir, dass alles an ihr perfekt war, manikürt, gepflegt. Der Reverend sah sich um, machte eine Geste in ihre Richtung und deutete auf die Mädchen-Umkleide. Er wartete draußen. Sie lief auf die Tür zu und stieß auf dem Weg nach drinnen mit Ken Phillips zusammen, dem Hausmeister der Schule. Wir nannten ihn Hausmeister Ken. Sein Wischmopp, sein Besen, sein Eimer Seifenwasser: Wir sahen, wie alles zur Seite kippte, als dieses winzige Mädchen durch die große Doppelflügeltür verschwand.

An diesen Moment würden wir später zurückdenken: An das erste Mal, dass wir sie sahen, den Flipflop in ihrer Hand, das seidige, weiche Haar, ihren perfekten kleinen Körper. Später, als sie die Fotos von ihr im Fernsehen zeigten, auf denen sie älter aussah, wie wir dachten, und das auf keine gute Weise. Und ihre Augen: Ihre Augen fielen uns besonders auf. Sie sahen müde aus. Müde, traurig, gelangweilt, deprimiert. Müde.

Aber das kam erst später, nachdem alles gesagt und getan war. An diesem Tag, dem Tag auf dem Fußballplatz, auf der Laufbahn, sahen wir Carolyn Lessing zum ersten Mal, mit einem Flipflop in der Hand, nervös, aber lächelnd. Wir sahen sie, wie sie wirklich war: perfekt.

kapitel 2

Nachdem die Band ihre Instrumente weggeschafft hatte und die Footballspieler und Cheerleader in den Umkleiden verschwunden waren, standen wir immer noch bei der Tribüne herum und versuchten zu entscheiden, wohin wir wollten.

- »Bei Morris steigt 'ne Party.«
- »Nein, das war gestern Abend.«
- »Wo gehen die Leute alle hin?«
- »Es ist so verdammt heiß.«
- »Ich will schwimmen.«
- »Hauen wir ab.«
- »Ich will was essen.«
- »Gehen wir.«
- »Los jetzt.«
- »Wohin?«

Und so ging es weiter und weiter, mit der immer gleichen Unentschlossenheit, niemand sagte uns, was wir tun sollten. Im Nachhinein wird klar, wie wichtig uns das alles war, wie bewusst wir uns darüber waren, wie wir dastanden, neben wem und wie unser Haar in dem Licht aussah, bei der Feuchtigkeit, dem Schweiß. Der Trick bestand darin, immer so zu wirken, als wäre dir das alles scheißegal. Dich selbst zu verstecken und eine andere zu präsentieren, eine, die den anderen möglichst ähnlich war, ohne ein Klon zu sein, eine Möchtegern-Stalkerin. Das war schwer.

Wir setzten uns in unsere Autos. Lauren hatte uns hergefahren, sie hatte gerade den Führerschein gemacht und konnte nicht aufhören, darüber zu reden. Wir fuhrten hinter ein paar Jungs her, Blake Wyatt und Dylan Hall, zum Parkplatz von Hardee's. Da standen schon ein paar Autos, als wir ankamen: mit Jüngeren und einigen aus der Zwölften. Von den Footballspielern war noch keiner da, keine von den Cheerleadern. Wir hofften, dass wir richtig waren.

Die Hitze des Tages lag noch über dem Parkplatz, aus dem Asphalt kam sie, aber die Luft war zu ertragen, jetzt, da sich der Himmel langsam einschwärzte. Wir standen neben Laurens Auto, gingen zu Dylans und wieder zurück, taten so, als müssten wir was aus dem Kofferraum holen, und nutzten die Gelegenheit, unser Make-up in Ordnung zu bringen. Die Feuchtigkeit war so was von nervig.

Wir gingen hinein und bestellten Milchshakes, Diet Coke, Käse-Pommes und Crispy Curls, alles zum Mitnehmen, damit wir uns hinten auf Dylans Truck setzen konnten und sahen, wer noch kam, wobei wir uns bemühten, beschäftigt zu wirken.

Coach Cox und ein paar Eltern mit Grundschulkindern kamen vorbei, und wir versteckten unsere Marlboro Golds, lächelten und winkten und erzählten von unseren Eltern. »Benehmt euch, Kinder«, sagte Coach Cox, die Eltern sagten was Ähnliches, und wir riefen: »Aber klar«, und warteten, bis sie außer Sichtweite waren, bevor wir die Flasche Absolut herumreichten.

Wir fragten uns, ob die Neue auch kommen würde, ob Reverend Davies Gemma zwang, sie mitzubringen.

Wir fragten die Jungs, ob sie dächten, dass sie gut aussehe, und sie meinten, sie sollte Model werden, worauf wir leicht zusammenzuckten, aber wir dachten, dass sie recht hatten. Auch wenn sie zu klein sei, sagten wir, könne sie trotzdem modeln. Aber nur für Kataloge. Bei Katalogen machte die Größe nichts aus, wenigstens sagte das Tyra Banks.

Tiffany Port bog mit dem Suburban ihrer Mutter auf den Parkplatz, wir blickten zu ihr hinüber und sahen Taylor auf dem Beifahrersitz, wie Barbies jüngere Schwester im Plastikbus.

»Seht nur, wer uns die Ehre gibt.« Lauren stieß eine Rauchwolke aus und gab die Zigarette an Jessica weiter.

»Glaubt ihr, die beiden sind Lesben oder so was?« Jessica sah nicht zum Auto hinüber, sie sah nur uns an, halb lächelnd, halb finster dreinblickend.

»Na klar«, sagte Nicole, und wir lachten, wobei wir nicht wirklich wussten, ob es lustig war.

Taylors Gesicht wurde von ihrem Telefon erleuchtet, und sie redete und lachte. Tiffany fuhr ihr Fenster herunter, als sie an den Drive-thru-Schalter kamen, und ihr langes blondes Haar wehte aus dem Fenster. Auch aus der Entfernung konnten wir sagen, dass es perfekt war: glatt und unglaublich weich. So wie Tiffanys Haar schon immer gewesen war. Blake langte durchs Fahrerfenster und drückte auf die Hupe, doch sie schenkten ihm keine Beachtung: Da waren sie echte Zicken.

Als kleine Mädchen waren Taylor und ich Freundinnen gewesen. Wir luden uns zu unseren Geburtstagspartys ein, erfanden Geschichten, entwarfen komplizierte Fantasienspiele, veranstalteten kleine Flohmärkte,

spielten Zeichentrickfiguren-Raten, bis es stockdunkel war, und lachten, dass uns die Seiten weh taten und wir ernsthaft dachten, wir würden platzen. Und dann riefen unsere Eltern nach uns, riefen wieder nach uns, und nachdem wir ewig nicht geantwortet hatten, holten sie uns herein und drohten mit Hausarrest, als wir durch die Tür traten.

Taylor Lyon mochte die Beatles. Sie mochte Monty Python und konnte alle Akzente nachmachen. Sie war lustig, und bei ihr gab es die besten Übernachtungspartys, weil ihre Mutter geschieden war, nachmittags um drei Rotwein trank und sich nicht wirklich daran störte, was wir machten. Wir guckten nicht jugendfreie Filme, riefen 1-900er-Nummern an und aßen Breyers Eiskrem, direkt aus der Packung. Wir liebten es, mit Taylor zusammen zu sein, und sie liebte es, mit uns zusammen zu sein, oder wenigstens erinnerten wir uns so daran.

Tiffany war ruhiger, ihre Stimme war eher ein Flüstern, aber sie war uns hinterhergelaufen, und wir erinnerten uns an ganze Nachmittage in der Tankstelle ihrer Eltern – sie hatten drei in Adamsville –, und wenn wir brav waren, ließ uns Mr Port an der Kasse die Cornflakes-Packungen und Zigaretten einscannen. Tiffany durfte manchmal Tankdienst machen, und wenn ihre Eltern nicht guckten, ließ sie uns auch mal. Bei ihr zu Hause waren wir nie – nicht, dass wir uns daran erinnern könnten –, aber das machte nichts, solange wir in die Tankstelle und zusammen spielen konnten. Erwachsene spielen konnten.

Das änderte sich in der Mittelschule. Nicht nach und nach, wie man hätte denken sollen, oder wie unsere

Mütter es sagten, sondern von heute auf morgen. Als wir in die Fairway Middle kamen, waren plötzlich alle möglichen Dinge wichtig: wer sich die Beine rasierte, wer Löcher in den Ohren hatte, wer einen BH trug, wie unsere Schenkel im Badeanzug aussahen und wie in hautengen Jeans. Plötzlich war es wichtig, wo du am Freitagabend gewesen warst, mit wem du in der Mall geredet, mit wem du zu Mittag gegessen, wem du am Wochenende eine SMS geschrieben hattest, wessen Nummern in deinem Handy eingespeichert waren und was auf deiner Myspace-Seite stand.

Taylor bekam ihre erste Periode. Sie bekam sie im Adamsville Country Club, im Sommer zwischen dem sechsten und siebten Schuljahr, als wir am Pool lagen. Es war Juli, direkt nach dem Unabhängigkeitstag, und die amerikanischen Flaggen sprenkelten noch die Seiten um das tiefe Ende des Pools. Wir hatten Marco Polo gespielt, und als Taylor bei »*Fisch aus dem Wasser!*« aus dem Pool sprang, sahen wir, wie sich ein rosa Fleck zwischen ihren Beinen bildete, den gelben Speedo hochzog und ihren Hintern zu umfassen drohte. Taylor merkte nichts, erst nicht.

»O mein Gott, was ist DAS?«

»Mach die Augen zu!«

»Wir spielen Marco Polo, hört auf zu mogeln!«

»Taylor, du hast Kirschen-Kool-Aid auf dem Badeanzug.«

»Das ist ganz und gar kein Kool-Aid.«

Taylor sah nach unten, und wir alle sahen, wie sie hinsah, kamen näher an den Rand des Pools geschwommen und reckten die Hälsen, um ihren Badeanzug zu inspizie-

ren, den Fleck, den Klecks, was immer es war. Taylors Gesicht lief rot an, ihre Brust auch, und sie wandte sich den Umkleiden zu. Nach den ersten Laufschritten schon blies der Rettungsschwimmer in seine Pfeife und rief: »Nicht rennen!« Da wurde sie noch röter, wurde langsamer, ging jetzt, und wir verfolgten jeden Schritt. Fünf Minuten brauchte sie, sagten wir, für fünf Meter. Tiffany folgte ihr Augenblicke später. Taylors Schatten, das war Tiffany. Danach hörten wir auf zu spielen, traten Wasser im tiefen Ende und warteten, dass Taylor wieder herauskam, bis wir es sahten und beschlossen zu gehen. Wir trockneten uns ab und fuhren mit unseren Rädern nach Hause. Jessica Grady sagt, sie erinnert sich, dass wir Taylor eine Nachricht hinterließen, aber Lauren Brink meint, wir hätten uns dagegen entschieden. Wer weiß und wen stört's, es ist lange her. Auf jeden Fall kam Taylor danach nicht mehr in den Country Club. Sie meldete sich auch aus der Schwimmmannschaft ab. Stattdessen stieg sie ins Cheerleading ein. Zusammen mit Tiffany.

Taylors Haar beruhigte sich in dem Sommer, doch das merkten wir erst, als wir sie am ersten Schultag in der Siebten sahen: Sie hatte es wachsen lassen, es hing glatt herunter. Die Sommersprossen waren auch weicher geworden, und der Babyspeck, der ihr die Wangen gefüllt, sogar ihre Ellbogen etwas moppelig gemacht hatte und über den Rand ihres Monokinis gequollen war, der war wie weggeschmolzen, mit einem Mal war Taylor dünn. Mit einem Mal war Taylor hübsch. Sie trug Make-up, und es war nicht von Revlon oder Maybelleine oder irgendein Scheiß von Walgreens, CVS

oder Winn-Dixie: Nicole Willis sah sie in der Woche vor Schulbeginn mit ihrer Mutter an der Clinique-Theke in der Mall. Nicole nahm an, sie wollten was für ihre Mutter kaufen, aber dann setzte sich Taylor auf den Stuhl neben der Theke, gleich neben die Tabellen mit den Hauttypen und den Clinique-Bonus-Time-Aufstellern, und die Frau in dem weißen Medizinerkittel fing an, Taylors Gesicht mit Wattebäuschen abzureiben. Nicole sagte »Hallo!«, aber Taylor wird sie nicht gehört haben, sie antwortete nicht. Mrs Lyons lächelte, und Nicole tat so, als hätte sie die beiden auch nicht gesehen.

Taylor begann die siebte Klasse als neuer Mensch. Gemma Davies, Brooke Moore, plötzlich waren alle an ihr interessiert. Sie nahm Tiffany mit, oder Tiffany folgte ihr, wir konnten es nicht sicher sagen. Vielleicht, weil Tiffany vor uns allen Brüste bekam oder weil sie wusste, wann sie besser den Mund hielt, vielleicht war Tiffany deswegen cool. Wir sahen zu den beiden hinüber und überlegten, ob sie sich heute noch an diese Dinge erinnerten, wobei wir annahmen, dass es eher nicht so war. Es war so lange her. Und sie sahen so anders aus.

Wir beobachteten, wie Tiffany ihre Bestellung ins Mikro rief, und fragten uns, ob man sie drinnen wohl hören konnte mit ihrer Mäuschenstimme, ihrem kaum vernehmlichen Flüstern. Wir fragten uns, ob Tiffany noch an der Tankstelle arbeitete – seit Jahren hatten wir sie da nicht mehr gesehen –, fragten uns, ob es ihr immer noch gefiel, den Leuten die Windschutzscheiben zu waschen und das Geld in der Kasse zu zählen. Wahrscheinlich nicht. Übrigens war nur noch eine der Tankstellen

geöffnet. Die Geschäfte gingen schlecht, sagten unsere Eltern.

Sie warteten ein paar Takte, dann setzte sich der Suburban wieder in Bewegung und bog um die Ecke. Die beiden waren jetzt außer Sicht, nahmen ihre Bestellung entgegen und fuhren wahrscheinlich an einen coolen Ort, wo auch die Älteren waren, einen Ort, von dem wir keine Ahnung hatten.

Wir simsten anderen aus unserem Jahrgang, um zu sehen, wo alle waren, und die Leute sagten, sie seien im Anmarsch, hingen irgendwo herum oder seien vorbeigekommen, hätten niemanden gesehen und wären deshalb schon nach Hause gefahren. Um 19:25 Uhr, der DJ hatte in dem Moment die Zeit durchgesagt, rief Blakes Mutter an und sagte, er solle zum Essen kommen. Dylan folgte Blake. Und dann beschlossen wir, ebenfalls zu verschwinden. Es ging nichts ab, wie immer. Aber vielleicht beim nächsten Mal.

Beim Essen fragten uns unsere Eltern nach dem Saisonauftakt, nach Coach Cox' Gebet, dem Auftritt der Cheerleader, der Mannschaftsaufstellung und der neuen Song-Folge der Band. Wir schlossen das Team in unser Gebet ein und wussten, dass es in der ganzen Stadt so war, an den Essenstischen überall in Adamsville. Unsere Eltern waren ebenfalls zur Adams gegangen, sie wussten, wie wichtig das alles war, und sorgten dafür, dass auch wir es nicht vergaßen.

Später dann, nachdem wir abgespült, unsere Eltern umarmt und unsere jüngeren Brüder und Schwestern vorm Schlafengehen geküsst hatten, fingen wir an zu

simsten. Lauren Brink simste Blake, der Dylan simste, und der wiederum simste sonst wem und fand heraus, dass die Neue mit Nachnamen Lessing hieß. Vorname Carolyn.

Alle gingen auf Facebook, schickten Nachrichten herum und posteten Bilder vom Tag, wobei wir so viele Leute wie nur möglich auf der Tribüne mit Namen versahen. Am Ende fanden wir auch Carolyn, und eine Menge von ihrer Seite war öffentlich, nicht ihre Chronik, aber die Liste ihrer Freunde, ihr Profil und ihre Fotos, das alles konnten wir sehen. Entweder hatte sie keine Ahnung von den Privatsphäre-Einstellungen, oder sie war so was wie eine manische Exhibitionistin. Was immer der Grund war, wir konnten eine Menge sehen und uns noch mehr denken.

Sie hatte 1075 Freunde und 409 Bilder in neun verschiedenen Alben. Einige von ihnen, wie »Langeweile ist Sünde«, enthielten nur Aufnahmen ihres Körpers: ihre Arme, ihre Beine, nichts Sexuelles, einfach nur einzelne Körperteile. Die Bilder waren aus komischen Winkeln aufgenommen, und sie hatte Henna-Tattoos drauf gemacht, oder so was in der Art, jedenfalls sah es cool aus.

Es gab auch Bilder von ihr mit Jungs, »Abschiedsparty 2010«, und die sahen wir uns lange an und schickten sie als JPEGs hin und her, um sicherzugehen, dass wir von den gleichen Dingen sprachen. Ein gebräuntes Mädchen mit vier Typen, zwei auf jeder Seite, sie in Shorts und einem Top – dem, das wir heute gesehen hatten? –, die Jungs wie Abercrombie-Models. Ohne Hemd, die Hosen tief, Körper, wie wir sie sonst nur auf den Softporno-Einkaufstaschen überall sahen. Die

Jungs wirkten älter, als wären sie vielleicht sogar schon im College, Carolyn sah cool und entspannt aus, und wir sagten, man sehe, dass sie wirklich befreundet seien und die Jungs sie mochten, allein schon an der Art, wie sie dastanden. Es gab Dutzende Fotos von dieser Sorte. Carolyn und Jungs, alle anders, alle gleich: Sie, gut aussehend und lächelnd, stand neben, saß auf oder lehnte an Typen, die echt heiß waren, wie von einer Abercrombie-Tasche eben. Es gab nur ein anderes Mädchen in dem Album, Nummer 22 von 31, und es war zwei Hand breit größer als Carolyn, mindestens, hatte blondes, kurzes, wuscheliges Haar und sah ebenfalls gut aus. Darunter stand: »Ich und meine Beste!« Das Mädchen hieß Kourtني Kessler. Wir versuchten sie zu finden, aber ihr Profil war geblockt. Nicht mal ein Bild. Schräg, sagten wir. Schräg und nervig.

Die Musik, die Carolyn gefiel: Vampire Weekend, Chemical Brothers, The Strokes, Franz Ferdinand, Bob Dylan, REM, die Beastie Boys. Cool, sagten wir. Von einigen hatten wir noch nicht mal was gehört, also googelten wir sie, suchten sie auf iTunes, luden sie herunter und hörten an, was wir konnten.

Auf ihrer Seite stand auch ihre Schule, St Bernard's, und der Name der Stadt, Haddington, und wir googelten weiter, um mehr herauszufinden. Ihre Schule hatte einen eigenen Eintrag im *Urban Dictionary*. Wir konnten es kaum glauben.

2600 New-Jersey-Kids füllen täglich die Gänge dieser Spitzen-Highschool in New Jersey. Wenn du noch nicht von uns gehört hast, solltest du erst mal das wis-

sen: Wir sind fantastisch (25 Prozent Hirn, 25 Prozent Klasse, 25 Prozent Aussehen, 25 Prozent Biest, was zusammen 100 Prozent fantastisch ergibt). Wer wir sind: zum großen Teil aus der Oberschicht, weiß (bis auf die Diplomatenkinder, kapiert?), und wir fahren entweder aus exklusiven Brownstone-Häusern in Manhattan her oder wohnen in vornehmen Städten wie Haddington oder Royston. Die Mädchen kommen um acht in die Schule, tragen Northface, Uggs und Burberry-Tücher, in der Hand Venti Skinnys von Starbucks. Vineyard Vines und Sperrys sind cool, Lily Pulitzer scoutet auf dem Schulgelände nach Models. Wir kommen in die besten Colleges und machen hinterher unverschämt viel Geld (es sei denn, wir beschließen, uns bei Mommy und Daddy durchzuschmorren).

Wir blieben wenigstens eine halbe Stunde auf Carolyns Profil: Uns gefiel, wie sie aussah und dastand, und uns gefiel auch, was sie in ihrem Profil schrieb. Wir fragten uns, mit wem sie sich bei uns wohl anfreunden, zu wem sie sich mittags setzen würde und ob sie tatsächlich so klug war, wie ihre Seite es aussehen ließ (ihr gefielen J. D. Salinger, Jonathan Franzen und Virginia Woolf – Leute, die unsere Eltern lasen oder die auf der AP-Leseliste standen).

Sie hatte keinen Beziehungsstatus angegeben, das ärgerte uns ziemlich, und wir dachten, sie müsse Single sein, und dann dachten wir, sie hat einen Freund. Die wichtigste Information überhaupt, dachten wir. Aber wir konnten nichts darüber herausfinden, ganz egal, wie viele Tabs wir auch öffneten.